Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 3

Artikel: Eine Weihnachtsgeschichte
Autor: Frapan, Ilse
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661327

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und ohne Trauer faß' ich den Gedanken,
Daß wenig von der Welt ich nur geschaut.
Einmal doch war sie mein, als ich dem schwanken
Fahrzeug der Phantasie mich kühn vertraut.
Und war vielleicht viel reiner, schöner mein,
Als hätt' ich wirklich gar in Mannesjahren
Auf allen Meeresstraßen sie befahren. —
O! lieber, gold'ner Weihnachtslichterschein!

Eine Weihnachtsgeschichte.*)

Von Ilse Frapan. (Nachdruck verboten.)

Doktor Beckbissinger war von seiner Frau geschieden, das wußte man.

Er war der schuldige Teil gewesen, das wußten die Männer; sie war die schuldige Hälfte, das wußten die Frauen; folglich wußte man eigentlich gar nichts, aber die Tatsache der Scheidung stand fest.

Er war seiner Praxis halber in Hamburg geblieben; sie war ihrer Kunst halber — sie meißelte in Marmor — nach Süddeutschland, ihrer gemeinsamen Heimat, zurückgekehrt.

Doktor Beckbissinger war nach der Sache um zehn Jahr gealtert, das wußte man gleichfalls.

Man war der Meinung, es müsse daher rühren, weil er sein Herz gegen niemand öffne, und man versuchte, ihn durch deutliche kleine Anstöße zu solch einem Schnitt in die Wunde und heilsamem Ausblutenlassen zu bewegen. Aber der Patient wickelte hartnäckig einen dreifachen Verband darüber, und die neugierige Teilnahme für diesen Gegenstand erstarb.

Man fand, daß er ein interessant unglückliches Gesicht habe; daß der leicht ergraute Bart die Schwärze seiner Augenbrauen in erfreulicher Weise hebe, daß er nicht nur die lindeste, sondern auch die schönste Männerhand besäße, und man hätte gern gewußt, ob er wieder heiraten dürfe. Aber das war leider nicht zu erfahren; und da der Doktor die fragend auf ihn gerichteten Blicke nicht beantwortete, die schmachtenden Augenaufschläge nicht bemerkte, so sank er allmählich zu dem herab, was sein eigener Ehrgeiz zu sein schien — zu einem ausgezeichneten Arzt und gar nichts weiter — verdientermaßen!

*) Aus: „Hamburger Novellen." Zweite Auflage. Hamburg, Otto Meißner.

Diese Ansicht über ihn und eigene Neigung brachten es dazu, daß er fast ausschließlich Kinderarzt wurde und auf diesem dankbaren Felde große Erfolge erzielte. Er wurde der „Onkel Doktor" von mehr als hundert Kindern und war mit seinen kleinen Wahlneffen und Nichten ebenso gesprächig und späßig, wie er mit deren Eltern trocken und kurz angebunden blieb. So hatte er zwar viele Dankbare gemacht, aber wenig Freunde, wenn man seinen beständigen Begleiter, den großen löwengelben Leonberger ausnimmt, und eine eigentümliche Atmosphäre der Einsamkeit umgab den Mann und den Hund, die selbst von weniger fein Fühlenden deutlich empfunden wurde.

„Er hat so 'n kummervollen Kopf," sagte seine Haushälterin, die alte Stürken, „das ist ihm angeboren, daß er ein Doktor werden mußte. Na, und all' sein Unglück ist ja auch von der Doktorei hergekommen, denn die Frauen sind natürlich alle hinter ihm hergewesen und das hat sie nicht aushalten können. Ich kann ihr das nicht verdenken, denn jeder behält gern, was er hat, und will nix davon missen, noch dazu, wenn es ein Doktor ist, der sowieso mehr außer dem Hause herumkutschiren muß als ein Droschkenpferd. Aber ich kann es auch den andern nicht verdenken, denn so ein süßer Mensch ist das, und wenn ich ihn zur rechten Zeit gekannt hätte — nee nu ist das nichts mehr, nu kucken Sie mich nur nicht an, nu bin ich siebenundsiebzig und mein Doktor, der wird siebenundvierzig, jetzt stimmt das nicht mehr, nun sind wir zu weit auseinander. Sehen Sie! Da geht er die Büschstraße hinunter, der mit dem großen Ueberzieher und dem großen Hund und dem grauen Hut; sieht er nicht niedlich aus?"

Der so Bewunderte war stehen geblieben und sprach mit dem weihnachtlich bepackten Briefträger, der außer seiner Tasche noch eine große Hand voll Postsendungen trug. „Ja, heut hab ich was, Herr Doktor, warten Sie blos 'n kleinen Augenblick! Stimmt doch, nicht wahr?" Und er legte ein großes Couvert in des Doktors Hand. „Vergnügte Feiertage!"

„Aus Holland?" sagte der Artz etwas verwundert und öffnete den Brief im Weitergehen. Sein Gesicht erhellte sich, wie er sich vom Grunde des Briefes freundlich angelächelt sah: das Couvert enthielt die Photographie eines kleinen Knaben von etwa drei Jahren; so schelmisch, so lustig, so gutherzig sah er aus, mit seinen Tannenbäumchen auf dem Arm, wie ein dicker, kleiner Pelzemärtel. Und wie der heiter Ueberraschte das Bildchen vollends aus dem Couvert zog, sah er das Schönste: »Une bonne fête au sauveur de ma vie!«*) stand in lächerlicher Krakel-

*) Fröhliche Weihnachten meinem Lebensretter."

handschrift darunter. Es sollte aussehen, als ob die dreijährigen Fingerchen das geschrieben hätten — wie komisch!

Und vor den Augen des Arztes standen plötzlich diese winzigen Fingerchen, wie sie sich fest in tötlichem Krampf um die seinen geklammert hatten, und er sah in das ratlose verzweifelte Gesicht der jungen Holländerin, der Mutter des Kindes, die ihn anflehte, die armen kleinen Hände nicht gewaltsam loszubrechen und sie nicht zu verlassen mit dem sterbenden Liebling in der Sturmnacht auf dem einsamen Helgoland. Und wie er die ganze Nacht und einen halben Tag meist in gekrümmter Stellung über dem Bette gekauert hatte, bis sich die Fingerchen plötzlich von selber lösten, und das Gerettete der Gesundheit entgegenschlief. Und wie er in dieser Stellung hatte essen müssen, alles was ihm die Mutter des Kranken in den Mund geschoben hatte. Er mußte lächeln bei der Erinnerung daran. Damals dachte keines von beiden an die Komik der Situation; da war es auch ihm sehr ernst und ängstlich gewesen, als sehe er sein eigenes Kind noch einmal sterben. Hier auf dem Bilde, in voller Gesundheit, trat die Aehnlichkeit der beiden Kleinen, die ihm schon bei dem Kranken so rührend ans Herz gefaßt hatte, doppelt hervor. »Une bonne fête!« Der Wunsch war gut gemeint, aber er hatte keine Feste mehr! »Au sauveur de ma vie!« Das klang lieblich und war vielleicht Wahrheit, aber ach, sein eigenes Kind hatte er nicht retten können, sein einziges war ihm genommen worden. Und dann der quälende Gedanke, daß vielleicht alles anders gekommen wäre, wenn es gelebt hätte. — So zog er selbst aus dieser kleinen Blüte, die ihm auf den Weg gefallen war, um ihn zu erfreuen, einen bitteren Tropfen und schob das Bild mit einem Seufzer in die Brusttasche.

„Der Doktor wird alt," sagten zwei ihm begegnende Bekannte. „Heute Morgen sieht er besonders kümmerlich aus. Schade um den Mann, sonst so'n netter Mann!" und sie richteten sich im Gefühl des eigenen vollkommenen Wohlbefindens steil auf und grüßten ihn mit flottem Hutschwenken. „Angela, Kind," rief einer der Herren, „lauf mal hinüber und frag mal Onkel Doktor, ob er nicht heut Abend bei unserer Bescheerung anwesend sein will. Wir wohnen in einem Haus, müssen Sie wissen. Die Freiheit scheint ihm gar nicht zu bekommen, haha! War sehr überrascht, als ichs hörte! Nicht wahr, eine Eifersuchtsgeschichte? Hätt' ich dem alten Knaben gar nicht zugetraut!" Und er strich sich wohlgefällig das glatte Bankiergesicht und zwinkerte mit den Schweinsäugelein nach dem Doktor hinüber. „So? er will nicht? hat keine Zeit, sagt er? Na, dann müssen wir uns trösten. Er ist auch vielleicht lieber bei Landsleuten heute Abend."

Die hohe, etwas schmächtige Gestalt des Arztes schob sich langsam durch das Weihnachtsgewühl am Gänsemarkt; sein grauer Hut schien oben auf dem Menschenstrom zu schwimmen. Dann bog er in die Dammtorstraße ein, deren Ende, vom Wall bis zum botanischen Garten, in einen wahren Tannenpark verwandelt war. Die Weihnachtsbaumhändler haben hier einen Verkaufsstand. Es sah prächtig aus. Die größten Bäume waren zu beiden Seiten des Trottoirs aufgepflanzt und dahinter standen bis zum Stadtgraben hinunter die zahllosen niedrigen Bäumchen; der gelbe Grantweg war leicht gefroren, die Luft ging frisch und war voll Waldgeruch. Die Verkäuferinnen mit den Händen unter der blauen Schürze trappten wacker auf und ab, um sich die Füße warm zu halten. Hinten hatten die Männer einen förmlichen Arbeitsplatz, wo gehackt, gesägt und gebohrt wurde. Nicht jedes Bäumchen ist so buschig gewachsen, wie es auf den Weihnachtstisch kommt. Aber der Verkäufer sagt: Gleichheit und Brüderlichkeit! Er haut dem krausen Stämmchen ein par Aeste vom Leibe und pfropft sie dem magern Kameraden auf: „Da hast du auch 'was!" Ein großer Haufen Zweige, — auch diese werden zur Ausschmückung der Zimmer gekauft, — lag um das Kohlenbecken, an dem sich die Frauen und Männer von Zeit zu Zeit die frostblauen, harzbeschmierten Hände wärmten. Der Arzt stand still und sah zu.

„Ist Ihnen was gefällig?" fragte eine dicke Hökerin und drängte sich heran. Das Geschäft ging gut, es war ja auch schon Weihnachtsabend; besonders die kleinen Bäume wurden stark gekauft. Eben wurde wieder um einen ganz großen, prächtigen Stamm gehandelt. Die Käuferin, ein junges Mädchen in reicher Kleidung, griff selbst nach dem hohen, sie weit überragenden Baum. „Der Jung trägt ihn Sie gern hin," sagte die Frau, nach der Seite hin winkend, „geben sie ihm auch was zu verdienen." „Der Jung? ja, der kann meinen Muff tragen," rief das Mädchen und warf ihn ihm wie einen Ball zu, „aber den Baum nicht! den Baum trag ich selber! Schwer? Ach das schadet nicht, das ist ja ein Spaß!" Und sie schulterte ihn triumphirend und zog damit ab, hinter ihr der Junge, der seine Hände grinsend in das weiche Seidenfutter des Muffs gesteckt hatte und ihren zierlichen Gang nachzuäffen versuchte. Die Leute lachten, der Arzt mit, auch ihn ergriff eine ungeheure Kauflust. Der ganze Duft der Kinderzeit stieg ihm aus den stacheligen Zweigen entgegen; ein Heimweh fiel an, er wußte selber nicht wonach. Der Gedanke an schwäbisches Hutzelbrot und leckeres Hausgebäck, das er als Knabe oft mit in die Formen hatte drücken helfen, und der Gedanke an den Tannenbaum, den er seiner Liebsten stundenweit her aus dem Walde geholt hatte — der Förster hatte ihm erlaubt ihn selber zu fällen — und

unter dem Baume hatten sie sich verlobt. Und wie sie darunter gesessen, waren plötzlich wie ein bunter Regen all die goldenen Nüsse und Aepfel und Zuckerbretzeln auf sie heruntergefallen, denn er hatte eine Edeltanne statt einer Fichte gegriffen, und die hatte in der Zimmerwärme ihre hängenden Zweige ganz gesenkt. Aber sie hatten das für eine frohe Vorbedeutung genommen. Und seinem Knaben hatten sie auch einen Baum geschmückt, zwei schöne Jahre, dann war das Kind gestorben, und die Frau hatte ihn verlassen auf Nimmerwiedersehn, und nun grünten keine Bäume mehr für ihn. Ach, die Leute hatten Recht; sein Leben war vernichtet; selbst in den arbeitsvollsten Stunden blieb ihm das Gefühl einer brennenden unverbundenen Wunde.

Er wollte weiter gehen. „Wissen Sie, Herr, wenn ich ihnen zuraten soll, so nehmen sie diesen, da haben Sie Nutzen von," mahnte die Verkäuferin, indem sie ein schönes rundes Bäumchen an der Spitze vom Boden aufhob. „Mein Gott, ist das Ihr Hund? Was hat er denn?" Der sonst so würdevolle Leo benahm sich wirklich auffallend. Er suchte schnuppernd auf dem Boden, dann stand er still, tat einen hohen Satz und kreiste mit hastigen Sprüngen um eine Stelle, auf die er wieder und wieder die Nase drückte; dann lief er leidenschaftlich zu seinem Herrn, richtete sich plötzlich auf den Hinterbeinen empor und legte ihm seine breiten Tatzen auf die Brust, die großen braunen Augen mit beschwörender Bitte auf ihn gerichtet. „Was willst du, Alter? fragte der Doktor, als ob er zu einem Menschen spräche. In dem Gesicht des Tieres arbeitete ein stürmischer Wunsch, sich mitzuteilen, aber es kam doch nur ein jauchzendes Bellen heraus. Sogar die Hökerin bemerkte den Ausdruck seines Gesichts: „Er sieht aus, als ob er etwas sagen wollte!" Der Arzt blickte suchend nach allen Seiten, aber er fand den Grund der Aufregung nicht. „Armer Freund, ich versteh dich nicht!" sagte er und nahm die Tatzen des Tieres sanft von der Brust. Die Hökerin wurde ungeduldig. „Wollen sie ihm haben, denn können sie ihm kriegen, 's steht bei Ihnen!" wiederholte sie auf den Baum deutend.

„Ich habe gar niemand, dem ich ihn bringen könnte."

„Niemand?" fragte die Alte eindringlich und stirnrunzelnd.

„Doch, doch! geben sie her," erwiderte er, wie von einem plötzlichen Einfall gepackt und zog hastig das Portemonnaie. — „Guck den da, Karl," sagte die Frau, als er still mit dem Bäumchen abging, „ich glaube, der ist nicht recht im Kopf: er sieht aus, als wenn er träumte und sein alter Hund ist auch ganz aus dem Häuschen, der springt ihm beinahe über den Kopf, so freut er sich auf den Baum!"

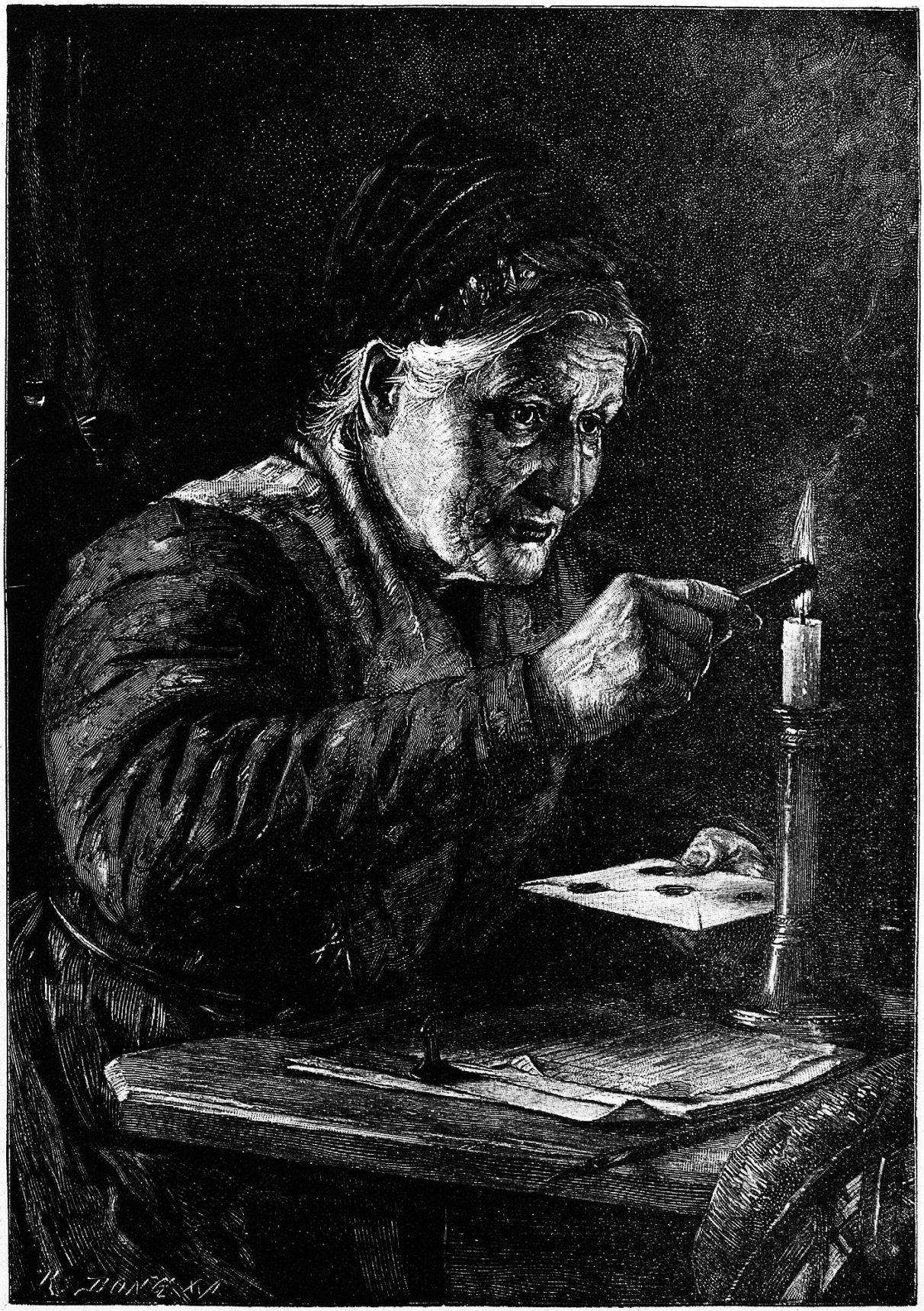
Die Frau hatte nicht ganz Unrecht; er sah wirklich aus wie ein Schlafwandler, wie er vor sich hinmurmelnd den Rückweg nach Hause einschlug. Ein heimatlicher Brauch war ihm in den Sinn gekommen, freundlich und rührend, und wenn er dort gewesen wäre — aber freilich, was hätte ihm die Heimat genützt! Hier war ja die Stätte, wo er alles besessen und alles verloren, was ihm das Leben an persönlichem Glück beschert hatte.

Das sonderbare Benehmen des Hundes dauerte fort. Er verfolgte offenbar eine Fährte, und nun, vor dem Waterloohotel, blieb er plötzlich stehen, warf die Nase in die Luft und bellte laut und auffordernd. Dann, als sein Herr sich nicht nach ihm umsah, sprang er ungestüm gegen ihn an und versuchte, ihn nach den Treppenstufen hinzudrängen. Der Doktor sah unwillkürlich hinauf, hoch oben auf den gerade aufsteigenden Stufen verschwand eben eine dunkle Kleiderschleppe. „Leo, Leo," sagte der Doktor traurig, „kriegen wir denn allemal gleichzeitig unsern sentimentalen Raptus? Es ist nichts, alter Freund, nichts als dies — gesegnete Weihnachten, was einen so windelweich macht! Marsch, Alter, nach Hause!"

Und so ging er dahin, und sein treuer Leo widerwillig neben ihm, als trage er schwer an einem Geheimnis, dem einzigen, das er je vor seinem Hern auf dem Herzen gehabt, das er ihm hatte anvertrauen wollen, und das ihm der gute großmütige Freund nicht abgenommen hatte.

Der Hund hatte die Stirn so nachdenklich zusammengezogen, daß seine hohe gelbe Scheitelkrone ganz aufrecht stand. Ach, schien er zu sagen, selbst zwischen uns beiden hat die Freundschaft Grenzen, denn er ist nur ein Mensch! Keiner von ihnen vermag uns in unserm Gefühl zu folgen. Sie schlafen Zimmer an Zimmer mit einem seit Jahren verlorenen Bruder oder Geliebten und merken ihn nicht! während für uns der Fußtritt unserer Freunde aus tausend andern deutlich hervorsticht. Ihre Nase ist ein wahrer Hohn auf die unsre und höchstens gut, einen Schnupfen zu kriegen. Richtig, da niest er wieder! Arme Menschen! Arme unvollkommene kurzriechende Geschöpfe! So dachte er, und als sein Herr in seine Haustür trat, kehrte er schwanzwedelnd um und gab sein Mittagessen dran und legte sich bedächtig vor die Treppenstufen des Waterloohotels, um zu warten, ob die dunkle Schleppe nicht vielleicht wieder herunterrauschte.

Ein par Stunden vergingen; die Menge drängte sich, die Wagen rasselten, die Pferdebahnen klingelten entlang. „Zehn Pfennige der Hampelmann, der Arm und Bein bewegen kann — nur zehn Pfennige kostet er," wiederholte der Junge an der Ecke zum tausendsten male. — „Weih-



Der Mutter Notgroschen.

nachtslichter," winselte sein Gegenüber zum zweitausendsten. Vom Gänsemarkt trug der Wind manchmal den Geruch von frischen Schmalzkuchen und den Ruf: „Dies ist die Braunschweigerbude! — Kommen Sie näher, meine liebe Dame! kommen Sie näher meine Herrschaften!" Im Flur und Treppenhause des Hotels liefen die Kellner hin und her mit ihren Servierbrettern voll geöffneter Austern. Leo kannte das alles längst: er lag wie ein Steinbild und blinzelte kaum.

Da endlich öffnete sich oben eine Tür, und eine schlanke Dame kam kam die Treppe herunter. Eine Gruppe Herren, die plaudernd im Vestibül standen, hielten im Gespräch inne, um die Köpfe nach ihr zu wenden. Sie hatte ein so merkwürdig anziehendes Gesicht, nicht in der ersten Jugend, aber frisch wie das eines Kindes, und von so fremdem Ausdruck, als komme sie aus einer andern Welt. Sie blickte gerade vor sich hin. Hinter ihr ging ein Mädchen, das einen reichgeschmückten Tannenbaum trug.

Plötzlich ertönte ein Donnergebell, und ein riesiger gelber Hund stürzte die untersten Stufen hinauf, ihr entgegen. Die Fremde fuhr zusammen und schien sehr erschrocken, aber wie nun der Hund sich ganz unsinnig geberdete, sich mit lautem Schnaufen gegen ihr Gewand drückte und liebkosend ihre ganze Hand in seinen wohlbesetzten Rachen nahm, verwandelte sich ihr Schrecken in offenbares Entsetzen. Totenblaß suchte sie ihr Kleid aus seinen Tatzen zu befreien, und als das Tier nicht ablassen wollte, rief sie dem Mädchen etwas zu und flüchtete schleunigst in ihr Zimmer zurück. Kratzend und bellend blieb der Hund draußen.

An allen Gliedern zitternd, warf sich die so Ueberfallene auf einen Stuhl und ließ das Gesicht in die Hände sinken. „Es war der Leo! der Leo!" stöhnte sie. „O Gott, wäre ich doch nicht hergekommen!"

Draußen war ein Lärm entstanden, wie wenn der wilde Jäger über die Gänge tobe: Getrappel und Geschrei, und dazwischen Bellen und Knallen einer Peitsche. Sie riß heftig die Türe auf. Dicht davor stand das Mädchen mit dem Tannenbaum und wartete. „Seien Madame nur ruhig", sagte sie, „der alte Köter ist weg! Der Portier hat ihm eins mit der Peitsche gegeben und ihn hinausgejagt".

Das noch eben so angstbleiche Gesicht der Dame ward rot vor Zorn. „Die Peitsche?" rief sie entrüstet. „Wer hat ihm das erlaubt? Wissen Sie, wem der Hund — —". Sie brach ab und schwieg eine Weile. „Besorgen sie mir einen Wagen und melden sie unten, daß ich noch heute Abend abreise", sagte sie kurz. Das Mädchen setzte den Baum auf den Teppich nieder und ging. Die Frau blieb mitten im Zimmer stehn; sie hatte zwei große Tränen in den Augen, die ihr langsam die Wangen hinuntertropften. „Armer, guter Leo! Die Peitsche! und

warum? Weil du gut bist und treu und mich wiedererkannt hast! Du einziger treuer von allen — o — o! Es wäre gescheiter gewesen, ich hätte dich mit mir genommen, statt vor dir zu entspringen, mit nach München zurück, du treues Gemüt!" Sie riß das Fenster auf und bog sich weit hinaus. „Er ist weg", sagte sie, und es ist ja doch auch besser so! Er ist ja sein und was ihm gehört, das ist mir so gleichgültig wie — er mir und ich ihm!"

„Der Wagen ist da", meldete das Mädchen — „derselbe Kutscher, der Madame gestern auch gefahren hat, und hob den Weihnachtsbaum wieder auf, „nimmt Madame den mit in den Wagen?"

Es war schon dämmerig in dem Zimmer, aber draußen noch fast hell. Die Fremde warf scheue Blicke nach allen Seiten, als sie an den Wagen trat, aber der große Hund war nicht mehr zu sehen: die unverdienten und gänzlich ungewohnten Prügel hatten ihn aufs tiefste gekränkt, und er war zu seiner Frau Stürken in die Küche gegangen, um sich die Ohren ins Halsband stecken zu lassen, wie er allemal vor dem Essen tat, und um am warmen Herde über die menschliche Unzuverlässigkeit und Heuchelei nachzudenken. Diese Frau die ihn aufgezogen hatte, und die ihn so gern zu haben schien, hatte ihn, der sie mindestens ebensosehr liebte wie seinen Herrn, nach vierjähriger Trennung hart von sich gestoßen und mit Schlägen fortjagen lassen! Er hob manchmal seinen schönen Kopf und sah die alte Stürken mit traurig vorwurfsvollen Blicken an; aber die war, die Daumen drehend, am Herde eingeschlafen, und ihre große weiße Haube nickte hin und her. Es wurde dem Leo immer klarer, daß keins das andre verstehe in dieser wirbligen schwindeligen Welt.

Ganz ähnliche Gedanken quälten die junge Frau im Wagen, die nun mit ihrem Tannenbaum auf dem Rücksitz in den selten schönen Weihnachtsabend hineinfuhr. „Nach dem Kirchhof der Reformirten", hatte sie dem Kutscher zugerufen, und er hatte ihr erwidert! „Jawoll, Madam, da wo wir gestern auch die große weiße Puppe hingebracht haben, nich?" Die „Puppe" war die Marmorkopie des „betenden Knaben", die sie für das Grab ihres Kindes gemeißelt hatte, und deren Aufstellung auf dem Kirchhof der einzige Grund ihrer Anwesenheit in Hamburg war. Nun sollte es noch sein grünes Bäumchen haben, wie das bei ihr daheim Sitte, und dann — fort! schnell fort! Sie bereute schon, hergekommen zu sein. Das freudige Erkennungsgebell des armen Hundes war nur der laute Ausdruck für eine Welt von Erinnerungen, die hier an allen Straßenecken auf sie lauerten, und ihre heiteren oder trüben Gesichter starr auf sie gerichtet hielten. Aber sie hatten kein Blut und Leben mehr, sie waren Gespenster, denen man entfliehen mußte. „Die Welt ist trüb, und die

Menschen sind wankelmütig; wer sein Herz heil behalten will, der hänge es an kein anderes Herz", das war ihr Lebensfazit. Glück war ein Traum! Nichts Wahres gab es, als ihre stillen „weißen Puppen", wie sie der Kutscher genannt hatte, und nach denen sie sich herzbrechend zurücksehnte.

Dort war sie stark und fest; hier flüsterten allerlei weichliche Stimmen von der Vergangenheit und von ihm. „Und er?" zitterte es immer von neuem, „wie hat er es getragen? Wie trägt er es noch? Ist er jetzt glücklich? Lache nicht so bitter, Du hast ihn doch einmal geliebt?" „Ich war eine Törin!" antwortete sie sich laut und heftig und wandte mit Gewalt ihre Auge nach außen.

Ja, schön wie selten war der Tag. Der Nebel des Vormittags war als Rauchfrost auf Bäume und Büsche, auf Rasen und Moos niedergefallen und bildete dort einen zuckerigen weißen Ueberzug, einen phantastischen Blumenflor mit Sternchen und Zweiglein, mit Blättchen und krausen Spitzen. Das war aber nur in der Nähe erkennbar: von weitem erschienen all diese Zierlichkeiten nicht einzeln, sondern verwoben sich zu einem unendlich feinen kleinmaschigen Netzwerk, das alles kahle, dunkle Geäst wie ein leichter weißer Flor verhüllte und die Ferne noch undurchdringlicher machte, als selbst die Blättermassen des Sommers dies vermögen. Tief unten zwischen den Ästen glühte die Sonne, die rote feurige Wintersonne scharf abgezeichnet auf dem blassen Grunde, strahlenlos und ohne Wärme. Keiner der kleinen Kristalle war vor ihr geschmolzen, kein Lufthauch in den weißpudrigen Perrücken; die Natur schien den Gedanken an grüne Blätter und sonnendurchtränkte blühende Kronen, an Frühlingsduft und sprossende Lebensfreude für immer aufgegeben zu haben und ihre Entsagung mit feierlicher Ergebung zu tragen.

Nirgends aber lag der Reif dichter, als auf dem Dache des einsamen Kapellchens, das am Eingang des Kirchhofs steht. Es hat einen Sinn, wenn man diese Stätten bald Gottesäcker, bald Friedhöfe heißt. Weitaus die meisten gleichen einem kahlen, von vielen geraden Linien kreuz und quer durchschnittenen Acker; die in Hamburg sind wahrhafte Friedhöfe mit ihrer fast parkartigen Anlage, ihren großen schattenden Bäumen und ihrer tiefen Stille und Abgeschiedenheit; wo Traureschen ihre langen schlanken Zweige um die halbversunkenen grauen Steine breiten, und ganze Grabmale in ein einziges Rosendickicht verwandelt sind; wo auf den Grasrainen wilde Blumen blühen, die ersten des Jahres und die letzten. Die große Stadt jagt sich und plagt sich; da müht sich das Leben in tausenderlei Gestalt; die Friedhöfe sind dort keine Spazierörter und Gemeindegärten, wie in vielen kleinen Orten, zumal den katholischen;

die stille Gesellschaft da unten hat wenig Beziehung zu dem rastlos tätigen Treiben der großen Handelsstadt.

Feierliche Stille floß der Aussteigenden entgegen; sie hieß den Wagen fortfahren und trat mit ihrem Bäumchen in die Pforte. Sie liebte diesen Friedhof nicht bloß, weil sie ein liebes Grab hier hatte; der poetische Zauber dieser Stätte hatte sie schon früher angezogen. Ein Rotkehlchen auf einen dünnen Ast sang noch sein kleines Winterlied: mutwillig wippte es auf und ab und drehte die perlenblauen Äuglein hin und her, sonst regte sich nichts. Je weiter sie schritt durch die einsamen Gänge doppelt einsam an diesem Festtage, der die Lebenden so innig zu einander zieht, desto friedlicher wurde auch ihre eben noch so unruhige Seele. Es wehte sich so kühl hier an, wie unter ihren weißen Marmorbildern. Sie fühlte sich nicht mehr gehen, sie wußte von keinem Leid mehr; sie konnte denken, alles Böse, da ihr begegnet, sei nur ein Traum gewesen, und der Klang der Weihnachtsglocken und der Choral, den eine ferne Drehorgel aufspielte befestigten sie nur in dieser lieblichen Unempfindlichkeit. Ich war als sei sie gestorben und gehe nun, ihrem Kinde sein Bäumchen in den Himmel zu tragen. Da erblickte sie zwischen dunklem Thujagebüsch, die erhobenen Marmorhände und wußte, daß sie wieder auf Erden war, und daß sie es niemals wiedersehen werde, und sie begann zu zittern vor Sehnsucht und Schmerz. Noch eine Ecke und da — sie taumelte atemlos rückwärts, — die Seitenwand eines großen Mausoleums bot ihr eine Stütze, sonst wäre sie zu Boden gefallen. Denn neben dem Grabe ihres Kindes, — wie wagte er es nur! stand ein Mann und bemühte sich, ein Bäumchen wie das ihre, ein Zwillingsbäumchen unter die betenden Hände auf dem unebenen Boden festzustellen. Er! Er selbst! Der Einzige, vor dem sie bis ans Ende der Welt hätte flüchten mögen, und mit dem sie diese Begegnung selbst heraufbeschworen hatte! Er sah sie nicht; er beschäftigte sich noch mit dem Weihnachtsbaum; aber es konnte jeden Augenblick geschehen, und ihre Füßchen gehorchten ihr nicht, sie hinweg zu tragen. Sie schrie nicht auf, sie preßte die Lippen zusammen und stand wie ein Bild. Sie sah sein ergrautes Haar, seine zusammengesunkene Gestalt und die hoffnungslose Trauer in den einst so geliebten Zügen. „Und du hast ihn doch einmal geliebt!“ flüsterte wieder die weiche Stimme, die sie so hart zurückgewiesen hatte, und sie hatte nicht den Mut zu antworten: weil ich eine Törin war. „Und du liebst ihn noch!“ flüsterte die dreister werdende Stimme, „und er liebt dich, sonst wäre er nicht hierhergekommen! Er liebt dich in deinem toten Kinde, und du tust dasselbe. Da tat sie einen tiefen Seufzer und schloß die Augen — und im Augenblick war wieder der liebliche Traum da von dem Himmel und dem Wiederfinden über allen

Sternen. Nur daß sie jetzt alle beide mit ihrem Weinachtsbaum zu ihrem Kinde gingen.

„Mariele!“ schluchzte es und weckte sie. Da kniete er auf der Grabplatte, und seine großen tiefliegenden Augen schwammen in Tränen; aber wie sie nun die ihren fest und forschend hineinsenkte, da schwand allmählich aus beiden Gesichtern alles Weh, das sie einander angetan, und es stand nichts darin als unverlernte Liebe. Und so mit einem unbeschreiblichen Lächeln tat sie den ersten Schritt gegen ihn. Es war Zeit, denn schon erscholl ahnungsvolles Gebell aus der dämmerigen Ferne. — —

Es war nicht Winter und nicht Sommer, es war eine ganz unirdische Jahreszeit; heute erblühten unirdische Blumen und reiften unirdische Früchte. Sogar der Zufall, der alte Tückebold, war unter die guten Geister gegangen, und saß mit einer Unschuldsmiene zwischen den Engeln auf den Wolken, die den eben aufgehenden Mond umschwammen. Auf dem Rücksitz des Wagens aber, der die beiden Glücklichen nach Hause trug, saß der versöhnte Leo und starrte lächelnd von einem zum andern; fremd dem Zusammenhang und dennoch wohl bewußt, daß nun alles recht sei, und daß auch er dazu gehöre.

Das goldene Zeitalter.

Zur Zeit der winterlichen Sonnenwende feiern wir das schönste Fest der Freude. Denn die Weihnachtsglocken, die Lichter des Weihnachtsbaumes, die strahlenden Gesichter glücklicher Eltern, die glänzenden Augen seliger Kinder, was verkündigen sie anders als Freude! Und einige Tage später ertönt ein anderer Ruf von den Lippen freudig erregter Menschen, das Wort Glück. „Glück auf zum neuen Jahre!“ — Ja, Freude und Glück, das ist das Sehnen des Menschenherzens nicht nur zu Weihnachten und Neujahr, sondern das ganze Jahr, das ganze Leben hindurch. Wie jedes Wesen strebt zum Lichte, so verlangt die Menschenseele nach Freude und Glück. Aber die Tage des Jahres sind selten, da diese beiden einkehren und den grauen Gast, die Sorge, verdrängen. Deshalb darf wohl ein Tag gesetzt sein, der alle Herzen der Freude öffnen soll und welcher eignete sich dazu besser als der Gedächtnistag der Geburt Christi, da als neues Gesetz die Liebe verkündigt worden!

Da wir das Glück meist vergeblich ersehnen und es nirgens finden, klammern wir uns um so fester an die Hoffnung, daß es einst doch